

Entlarvt.

Criminal-Novelle von Wilhelm Mundt.

(Fortsetzung.)

„Welche Verrichtungen hatte er zu besorgen?“

„Er war seines Zeichens Gärtner — er besorgte das Gemüchshaus der Gräfin und ihre seltenen Pflanzen.“

„Wohnte er von dem Vorhandensein des Geldes?“

„Sie erinnern sich, Herr Bürgermeister, daß ich eben bemerkte, daß der Herr Graf es uns Allen gezeigt hat — welche Absicht er dabei hatte, ist mir unbekannt.“

„Was ist er sonst für ein Mensch, dieser Gresspin!“ fuhr der Bürgermeister in seinem Verhör fort.

„Hm!“ antwortete der Kammerdiener. „Schlechtes kann man eigentlich nicht von ihm sagen... Er ist ein guter Kerl... nur schaut er gar zu gern in's Glas und ist immer in Geldverlegenheit...“

„Sehen Sie“, flüsterte der Bürgermeister dem Friedensrichter in's Ohr, „hab' ich mir's gleich gedacht! Dieser Gresspin und Niemand weiter ist der Mörder!“

„Sachte, sachte“, sprach lächelnd Fleury, „die Untersuchung wird's lehren. Gehen wir uns, im Voraus gegen Jemand ein Urtheil zu fällen, ehe wir irgendwie einen begründeten Anhaltspunkt haben. Indes wird's Zeit sein, den Ort des Verbrechens selbst in Augenschein zu nehmen.“

Der Diener öffnete das Thor und der Bürgermeister und der Friedensrichter nebst den Gensdarmen, die sich unterdeß eingefunden hatten, sowie die beiden Vertrauten betraten den Hof und sodann das Schloß selbst.

II.

Im Schloß selbst mußte jedenfalls ein Verbrechen stattgefunden haben — der erste Blick, den man in den Hausflur und auf die Treppe warf, lehrte es sogleich.

Auf dem marmornen Fußboden waren einzelne Blutstropfen zu sehen; unten auf der letzten Stufe der Treppe lag eine große Blutlache, auf den anderen Stufen waren ebenso Blutstropfen zu sehen, ja sogar das Geländer der Treppe war stellenweise blutig.

Der gute Bürgermeister wäre fast in Ohnmacht gefallen bei diesem Anblicke, und im Geheimen verwünschte er jetzt sein Amt, das ihm so unangenehme Pflichten auferlegte. Sogar der alte Gendarmen-Brigadier, ein alter Krüm-Soldat, scheint zu zögern.

Nun der Friedensrichter blieb kalt und gleichgültig.

„Thun wir unsere Pflicht“, sagte der Friedensrichter mit fester Stimme zu dem Bürgermeister.

Sie traten in das erste Zimmer in welches die Thüre führte, die sie, oben auf der Treppe angelangt, bemerkten.

Es war ein kleines mit blauem Satin ausgelegenes Boudoir, was mit einem Divan und vier Fauteuils, die mit feinem Sammet von gleicher Farbe überzogen waren, ausgestattet war. Einer der Fauteuils lag ungefüßt am Boden, sonst war hier nichts Auffallendes zu bemerken.

Nebenan lag das Schlafzimmer.

Hier war Alles in der größten Unordnung.

Kein einziges Möbel stand mehr an seiner Stelle, alles deutete darauf hin, daß höchst wahrscheinlich zwischen dem Mörder und seinem Opfer ein heftiger Kampf stattgefunden hatte.

Mitten im Zimmer lag ein kleiner Theetisch am Boden, ringsumher Stühle, Zucker, silberne Löffelchen und Porzellanschalen.

„Die Mörder sind offenbar gekommen“, meinte der Kammerdiener, „während der Herr Graf und die Frau Gräfin den Thee nahmen.“

Das Sims des Kamins war leer; eine Pendule lag am Boden und war im Fallen auf 3 Uhr 20 Minuten stehen geblieben. Ebenso lagen die Lampen in Stücken auf dem Boden herum — die Deibelhalter waren in Stücken und das Öl hatte sich auf dem Teppich ergossen.

Der Betthimmel war heruntergerissen und bedeckte das Bett; offenbar hatte sich Jemand krampfhaft daran angeklammert und hatte ihn dabei während des Ringens mit dem Mörder heruntergerissen.

Alle Möbel lagen wie durcheinander am Boden; der Ueberzug der Fauteuils war an vielen Stellen wie mit Messerstichen durchbohrt, und stellenweise trat der Stoffsaff hervor. Der Sekretär war zertrümmert; der kleine an demselben befindliche bewegliche Schreibtisch hing nur noch

in den Scharnieren und alle Schubladen standen offen.

Und dabei überall Blutflecken an den Möbeln, an dem Teppich, an den Tapeten und besonders an den Bettvorhängen.

Der Graf und die Gräfin hatten sich offenbar gegen ihre Angreifer wacker gewehrt.

„Die Unglücklichen!“ stammelte der Maire zusammenstammelnd, „die Unglücklichen sind hier ermordet worden!“

Der arme Mann brach, Amt und Würde ganz verlassend, in hellen Thränen aus.

Der Friedensrichter verlor allein den Kopf nicht. Sorgfältig untersuchte er Alles und machte sich hie und da, wo es ihm nöthig schien, einige Notizen.

Die übrigen Zimmer der ersten Etage wurden ebenso durchsucht. Ueberall dieselbe Unordnung. Es schien, als ob eine Bande Verbrecher die Nacht über in dem Schloße gehaust hätten.

Ganz besonders war in dem Cabinet des Grafen selbst Alles zu oberst und zu unterst gekehrt. Die Verbrecher hatten sich offenbar nicht einmal die Mühe gegeben, die Schächer mit Dietrichen aufzumachen, sie hatten sie kurzweg mit Axtgießen zertrümmert. Jedenfalls hatten sie die Gewißheit gehabt, daß Niemand sie höre; denn um das massive Bureau des Grafen zu zertrümmern, hatte es jedenfalls wichtiger Hiebe bedurft.

In dem Salon und dem Rauchzimmer waren Stühle, Sophas und Divans zertrümmert, als wenn Jemand mit einem Degen darin herumgewühlt hätte.

In der zweiten Etage fand man vor einer Truhe, die zwar noch ungeöffnet war, aber ebenfalls von Versuchen, sie zu öffnen, Spuren trug, eine Axt liegen, die der Kammerdiener als seinem Herrn gehörig erkannte.

„Begreifen Sie jetzt den Hergang der Sache?“ sagte der Bürgermeister zum Friedensrichter. „Der Mörder waren mehrere, das ist klar. Nach vollbrachtem Morde haben sie das Haus nach dem Gelde abgesucht, zu dem Zwecke haben sie Alles durchstöbert und sogar die Möbel nicht verschont; einige von ihnen stiegen hinauf und waren gerade im Begriff, diese Truhe zu zerbrechen, als die anderen das Geld fanden und sie hinunterriefen. Darauf haben sie in der Eile die Axt liegen gelassen.“

Der Friedensrichter antwortete nicht. Er schien die Ansicht des Bürgermeisters nicht zu theilen oder jedenfalls sich nicht eher aussprechen zu wollen, bis weitere Beweise vorliegen würden.

Die Herren stiegen zum Erdgeschosse hinab.

Dieses war allein verschont geblieben. Nur hatten die Mörder nach Vollbringung ihres blutigen Werkes das Bedürfnis gefühlt, sich ein wenig zu stärken. Die Reste eines Soupers standen noch auf dem Tische — ebenso einige leere Wein- oder Liqueurflaschen nebst fünf Gläsern.

„Es waren ihrer also fünf!“, murmelte der Bürgermeister als er die Gläser sah. „Die Verbrecher haben es allerdings sehr eilig gehabt“, sagte der Friedensrichter, „uns Aufschluß über ihre Anzahl zu geben.“

„Es wird nöthig sein, den Herrn Untersuchungsrichter zu bitten, hierher zu kommen“, meinte der Bürgermeister.

„Ganz richtig“, antwortete Fleury, „ich wollte Sie schon darauf aufmerksam gemacht haben.“

Ein Gendarm wurde beordert, sogleich anzupressen und den Untersuchungsrichter, der eine halbe Stunde entfernt in Corbeil wohnte, zu holen.

Während dessen schritten der Friedensrichter, der Bürgermeister und der Kammerdiener, begleitet von den beiden Vertrauten, auf den Fluß zu, um die Leiche in Augenschein zu nehmen.

Das Haus liegt von der Seine etwa zweihundert Schritte entfernt; vor dem Hause breitet sich ein großer, schöner, von Blumenbüschen durchzogener Rasenplatz aus, der von einer Allee durchschnitten wird, die sich um das Haus herumschlingt und in der man zur Seine gelangt.

Man konnte indeß sehen, daß die Mörder keinesfalls die Allee benutzt hatten, um an den Fluß zu gelangen. Das Gras war zertreten und zertrümmert, als wenn Jemand eine schwere Bürde über dasselbe hinweggeschleppt hätte — mitten auf dem Rasenplatz hob der Friedensrichter etwas Rothes auf — der Kammerdiener erkannte es als einen Pantoffel seines Herrn wieder, und weiter hin endete man einen weißen blutbefleckten Foulard, den der Graf nach Aussage des Kammerdieners gleichfalls öfters getragen hatte.

An der Stelle, wo die Leiche lag, war der Sand tief aufgewühlt — es schien, als ob Füße hier irgend einen festen Stützpunkt gesucht hätten und als ob ein heftiges Ringen stattgefunden hätte.

Der Friedensrichter und der Maire traten allein an die Leiche heran.

Es war wirklich die Gräfin; beide hatten sie oft in dem grauseidenen Kleide gesehen.

Wie kam ihre Leiche hierhin?

Der Bürgermeister vermuthete, sie sei ihren Mördern entwischt, es sei ihr gelungen, sich bis hierhin zu schleppen. Dort hätten die Mörder, so berechnete er, sie erreicht und ihr den Todesstoß versetzt. Diese Voraussetzung würde die Fußspuren allerdings vollständig erklären, und es wäre in diesem Falle die Leiche des Grafen, die man über den Rasen geschleppt hätte.

Courtois suchte mit allen möglichen Gründen den Friedensrichter von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen — indeß dieser sprach sich nicht aus, worüber der arme Bürgermeister nicht wenig ärgerlich wurde.

In der That war auch ja noch eine andere Möglichkeit offen; die Mörder konnten die Gräfin in ihrem Hause ermordet und sie dann bis an den Graben geschleppt haben — auffallend war es freilich dann, daß die Leiche des Grafen nicht auch hier lag — bis dahin hatte man sie anderswo noch nicht aufgefunden.

Diese Gedanken waren es, welche dem Friedensrichter durch den Kopf fuhren.

Jedenfalls sind diese beiden Schurken da“, flüsterte der Bürgermeister dem Friedensrichter in's Ohr, „die Schuldigen oder wenigstens bei dem Morde betheilig. Ist es nicht auffallend, daß sie zuerst den Mord anzeigten?“

„Vielleicht ja, vielleicht nein — wer kann's jetzt ermitteln?“ verlegte der Friedensrichter. „Uebrigens haben Sie die Mittel in der Hand, sich derselben zu versichern.“

„Ich will sie verhaften lassen!“ antwortete der Maire.

„Thun Sie, was Sie für gut finden — die Befugnis dazu haben Sie!“

„Brigadier“, rief der Bürgermeister, „verhaften Sie diese beiden Menschen im Namen des Gesetzes und suchen Sie jede Verbindung derselben mit einander unmöglich zu machen!“

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister“, versetzte der Brigadier.

Vertraut und sein Sohn wurden in's Gefängnis abgeführt.

„Und nun, Herr Bürgermeister“, wandte sich Fleury nicht ohne einen leisen Anflug von Spott an Herrn Courtois. „Den Grafen hätten wir noch immer nicht!“

„Freilich, freilich...“, stotterte der Bürgermeister verlegen.

Es wurde Sorge getragen, die Leiche der Gräfin in's Schloß zurück zu bringen.

Die Mörder hatten sie wahrhaft entsetzlich zugerichtet. Mehr als zwanzig Messerschnitte hatte sie erhalten, es war wahrscheinlich, daß man sie mit einem Stöcke oder vielmehr mit einem Hammer erschlagen hatte — man sah, daß man sie mit Füßen getreten und bei den Haaren weggeschleppt hatte — das sonst so friedliche reizende Gesicht war jetzt nur mehr eine große Wunde, mit Roth über und über bedeckt. Die Kleider waren allenthalben zerlegt.

In der linken erstarrten Hand hielt sie ein Stück gewöhnliches graues Tuch das sie wahrscheinlich während des Ringens von dem Rocke eines ihrer Mörder abgerissen hatte. Die rechte Hand zeigte tiefe Einschnitte — die Gräfin hatte sich offenbar tapfer gewehrt und die Klinge des Dolches mit der rechten Hand ergriffen, als der Mörder auf sie zustoßen wollte.

Man hatte die Leiche soeben im Erdgeschosse auf das Billard niedergelegt, als die Ankunft des Untersuchungsrichters gemeldet wurde.

„Endlich, endlich!“ murmelte der Maire... „möge ein Anderer die Last tragen, unter der ich zu erliegen drohe...“

Und wiederum bereute er es, die Stelle eines Maires von Orzival übernommen zu haben.

II.

Herr Domini — so hieß der Untersuchungsrichter — war ein Mann von einigen vierzig Jahren. Schon sein ernstes Wesen verrieth an ihm den Vertreter des Gesetzes und in der That schien dieses in ihm seine Verkörperung gefunden zu haben.

Seitdem er vor wenigen Jahren zu dem Amte eines Untersuchungsrichters sich emporgeschwungen hatte — er war übrigens ein Mann von großem Talent und außer-

ordentlichem Fleiße — schien er nur für sein Amt zu leben. Böse Zungen wollten zwar behaupten — und nicht ganz ohne allen Grund — daß er gerade zu nichts untauglicher sei, als zu dem Amte, welches er bekleidet. Und in der That, hatte er einmal über eine Untersuchung sich eine bestimmte Meinung gebildet, so war nichts im Stande, ihn davon abzubringen. Eigenstänig beharrte er in solchen Fällen bei der einen Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, die ihm die natürliche schien, ohne dabei auf eine andere begründete Möglichkeit Rücksicht zu nehmen und dieselbe wenigstens gewissenhaft zu erwägen.

Einen Angeklagten durch allerlei Kreuz- und Querfragen in Verwirrung zu setzen, verschmähte er; ihm eine Falle zu legen, um ihn so zum Geständnis zu bringen, hielt er für unwürdig und unpaffend — geraden Weges ging er auf sein Ziel los und die Meinung, die er sich dabei bildete, stand dann, wie gesagt, bei ihm unerschütterlich fest.

Der Bürgermeister und der Friedensrichter beifallen sich, dem Untersuchungsrichter entgegenzugehen. Domini begrüßte sie leichtsin, wie ein Mann, der von seiner höheren Stellung ganz durchdrungen ist und stellte zugleich einen Herrn von etwa fünfzig Jahren, der sich in seiner Begleitung befand, als den Doktor Gendron vor.

Nachdem der Maire die Herren in den Salon geleitet hatte, sagte er zu dem Untersuchungsrichter:

„Was uns veranlaßt hat, Sie hierher zu bitten, wird Ihnen vielleicht schon bekannt sein — ein schändliches Verbrechen ist heute Nacht begangen worden — und das in meiner Gemeinde, in der solche Schandthaten bis dahin nicht vorgekommen sind...“

„Bis jetzt ist mir nicht das Geringste von der Sache bekannt“, unterbrach Domini den redseligen Bürgermeister trocken. „Bitte laudend um Entschuldigung.“

„Ich erlaube mir denn, dem Herrn Untersuchungsrichter die That-

sachen, welche vorliegen, zu berichten.“

„Sehr angenehm“, antwortete Domini.

Der Bürgermeister berichtete die That-sache, die wir bereits kennen, nicht ohne großer Genugthuung hinzuzufügen, daß er bereits einige Mann beordert habe, die Leiche des Grafen aufzusuchen, denen, meinte er, dies jedenfalls gelingen würde.

Der Untersuchungsrichter schweig an-

fang“, als der Bürgermeister geredet hatte — er schien die Sache zurecht zu legen und seinen Plan aufzubauen.

„Das Unglück ist zwar sehr groß“, sagte er endlich gedankenvoll vor sich hinblickend, „indes hoffe ich, bald die Schuldigen herauszufinden. Diese beiden Wilderer, sowie der Diener Gresspin sind jedenfalls die Schuldigen — wenigstens bei dem Morde betheilig, das scheint mir festzustehen.“

„Unglücksdeweise“, warf der Friedensrichter ein, „ist gerade Gresspin, auf dem der Hauptverdacht zu ruhen scheint, nicht hier — daß er sich sobald einstellen werde, steht wohl nicht zu erwarten.“ — „Oh!“ antwortete Domini, wir werden ihn schon finden, ich habe für alle Fälle die Polizeipräfektur in Paris um einen geschickten Agenten gebeten — er wird wohl nicht lange auf sich warten lassen.“

„Vielleicht wünschen der Herr Untersuchungsrichter den Schauplatz des Verbrechens in Augenschein zu nehmen?“ schlug der Maire vor.

„Ohne den Agenten“, antwortete Domini ablehnend, „werden wir einstweilen nichts thun können — indes wäre es mir sehr erwünscht, wenn Sie mir, Herr Maire, über die Verhältnisse der Gräfin einige Auskunft geben wollten.“

„Mit dem größten Vergnügen“, antwortete der Maire.

„Sie gestatten mir, hob er an, zum besseren Verständniß der Sache etwas weiter auszuholen. Die jetzt ermordete Gräfin war bereits zum zweiten Male verheiratet — ihr erster Gemahl hieß Sauvestry.“

„War sie reich?“ warf der Untersuchungsrichter ein.

„Nein, im Gegentheil. Bertha Lesaille war die Tochter eines armen Dorf-schul-lehrers, der nichts als sein mageres Gehalt und einige armselige Stück Vieh sein eigen nannte. Indes war ihr an Vermögen abging, das hatte sie an körperlichen Vorzügen vor vielen Andern ihres Geschlechtes voraus. In einem Alter von achtzehn Jahren schon war sie wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, da sie aber als Witwit, wie gesagt, nichts anderes als ihre großen blauen Augen und ihre schönen blonden Haare aufweisen konnte, so stellten sich die Bewerber nicht ein.“

Schon glaubte Jedermann, sie werde unter diesen Umständen ohne Gefährten durch's Leben wandeln müssen, als einer der reichsten Gutsbesitzer des Landes sie gelegentlich sah und sich in sie verliebte.“

Sauvestry, so hieß der Gutsbesitzer, war damals ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, er besaß über hunderttausend Francs Einkünfte aus gutem, schuldenfreiem Landbesitz. Besser als Jemand anders konnte er seine künftige Lebensgefährtin nach Neigung seines Herzens, ohne alle Nebenabsichten wählen.

Er zögerte nicht lange, bewarb sich um die Hand Bertha's und erhielt sie — ihr Vater hoffte nicht mit Unrecht, durch diese Heirath ein wenig aus seiner gedrückten Lage sich herausarbeiten zu können. Einen Monat später heirathete er Bertha, zum größten Erstaunen aller derjenigen, die ihn kannten und die da glaubten, eine solche Heirath könne keine glückliche sein.

„Und wie wurde die Heirath?“ frag der Untersuchungsrichter.

„Gestatten Sie zuerst einen Umstand zu erwähnen, der vielleicht von Wichtigkeit ist. Sauvestry besaß keinen unmittelbaren Verwandten mehr — seine Eltern waren längst gestorben, ein älterer Bruder, der Wittwer war, hatte nicht lange darauf das Zeitliche geegnet. Der einzige Verwandte, den er noch hatte, war ein Neffe — der Graf de Tremorel!“

„Der Graf!“ rief der Untersuchungs-

richter höchlichst erstaunt. „So ist es. Sauvestry hatte schon einen Monat vor der Hochzeit Bellefleur — unter anderen Gütern war auch dieses herrliche Schloß sein Eigentum — von einer Menge Arbeiter auf's Herrlichste einrichten lassen — die jungen Eheleute kamen hierhin, ihr Hüttenwochen zu verbringen.“

Der Aufenthalt auf diesem reizenden Schloße hatte ihnen ohne Zweifel so wohl gefallen, daß sie beschloßen, dauernd ihren Wohnsitz hier aufzuschlagen.

Anfangs glaubte man freilich, diese Heirath würde jedenfalls eine Misalliance — ich selbst theilte diese Ansicht. Und doch kam es anders. Bertha war eine lebenswürdige junge Frau, die niemals ihre Herkunft vergaß, und deshalb überall immer die Bescheidenheit selbst war. Sie verstand es, den Aristokraten aus der Um-

gebung die Honneurs zu machen, als wenn sie nie anderswo als im Salon gelebt hätte. Nicht selten findet man es, daß gerade solche Leute, die sich aus bescheidenen Verhältnissen heraus in ungewohnten Glanz und Ueberfluß versetzt sehen, An-

den gegenüber hochmüthig und stolz auftreten — Bertha war gegen Jedermann, selbst gegen den Geringsten, herablassend und freundlich, die Lebenswürdigkeit selbst. Ihre Hand war immer geöffnet, wo es galt, das Unglück und die Noth zu lindern — sie verschmähte es nicht, selbst die Hüten der Armen aufzuheben und selbst Trost und Hilfe zu bringen. So konnte es nicht fehlen, daß die gute Bertha — so nannten die Armen sie — überall außerordentlich geachtet und geliebt wurde.

Sauvestry war ebenso ein gutmüthiger, treuerherziger Mensch von edelm Charakter, der nur für seine Gattin lebte und ihr den Wunsch erfüllte, den sie andeutete — seine Mittel erlaubten ihm alles dies.

So mußte diese Ehe eine glückliche sein und sie war es in der That. Nur zwei Wölken trübten diesen Himmel: das Glück, liebliche Kinder um sich herum zu sehen, blieb ihnen verlag, und Sauvestry, der sonst so kräftige, starke Mann, fing in Folge einer Erkältung, die er sich auf der Jagd zugezogen hatte, mit einem Male an zu fränkeln. Zwar flößte sein Gesundheitszustand keine Besorgnisse ein, aber dennoch floß von da ab jene heitere Zufriedenheit die eleganten Schloßräume, die man so oft gerade in der Hütte des Armen anzutreffen gewohnt ist.

Eines Tages fühlte sich Sauvestry so unwohl, daß er sich zu Bett begeben mußte. Es sei nur ein kleines Fieber, behauptete der Arzt, das bald überwunden sein würde. Und wirklich einige vierzehn Tage später erhob sich Sauvestry wieder von seinem Schmerzenslager, und wer hätte nicht glauben sollen, er habe sich ganz wieder erholt — aber es schien nur so.

Einen Monat ungefähr später bekam Sauvestry einen Rückfall, und zwar so stark dieses Mal, daß die Ärzte bei endlich den Kopf schüttelten und Alle das Schlimmste befürchteten.

Sauvestry hatte während der ganzen Krankheit niemals über große Schmerzen geklagt — aber er wurde von Tag zu Tag nichtig fahlgelager und kurz vor seinem Ende glaubte man nur noch seinen Schatt-

ten zu sehen. (Fortsetzung folgt.)